
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 175. Bromberg, den 2. August 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

16. Kapitel.

Die Eingeborenenkapelle spielte einen feurigen Marsch. Die Reithalle war voll bis auf den letzten Platz. In der ersten Reihe saß neben ihrem Vater Conchita Roland.

„Sieh nur, Vati, alle aus Ladinos, alles Eingeborene. Dort hinten", flüsterte sie ihm zu, „und vorn die deutsche Kolonie." Conchita hatte recht, es schien, als nähme ganz Mexiko an dem Ereignis teil, die schöne Donna Victoria, die berühmteste Reiterin des Landes, gegen die Deutsche antreten zu sehen. Freilich außer Donna Victoria bestritt noch eine Anzahl anderer Damen den Wettbewerb, sie aber waren weder für Donna Victoria noch für Friede eine ernsthafte Konkurrenz. Im ganzen waren etwa 30 Nennungen abgegeben worden. Pferde verschiedenster Jahrgänge sollten von ihrem Können Probe ablegen — einzig und allein Friede von Stetten sollte ein deutsches Zuchtpferd reiten. Plötzlich allgemeines Erstaunen. Der Veranstalter des Turniers, Senor Potosi, erschien auf dem Podium. Das Megaphon, das er an die Lippen setzte, deutete auf nichts Gutes hin. Alles hielt den Atem an:

„Senoras — Senores, ich habe Sie von einem empörenden Schurkenstreich in Kenntnis zu setzen. Auf Fanfare, Donna Stettens Wunderpferd, ist — unter völliger Mißachtung der berühmten mexikanischen Gastfreundschaft, ein schweres Attentat verübt worden. Man hat versucht, das kostbare Tier zu töten, Gottseidank ist das Verbrechen mißlungen."

„Felicitationes, viel Glück, Donna Friede."

Alles erhob sich von den Plätzen. Friede, die schon so populär geworden war, daß man sie nach heimischer Sitte einfach „Donna Friede" nannte, erschien jetzt strahlend neben Don Luis. Ihre schlichte, mädchenhafte Erscheinung wirkte so auf die Mexikaner, daß sie Friede bejubelten, wie den Präsidenten des Landes, der jetzt seine Loge betrat. Aber noch war Don Luis nicht zu Ende, wieder hob er das Megaphon an seine Lippen, während Friede plötzlich von allen Seiten mit Blumen überschüttet wurde.

„Ruhe, liebe Landsleute, Ruhe", rief er. „Donna Stetten wird heute das Turnier trotz aller Hindernisse, die man ihr in den Weg zu legen versuchte, antreten. Und zwar auf meiner Fuchsstute „Chica", die sie heute Morgen zum ersten Male trainierte. Es zeugt für das eminente Können der deutschen Reiterin, daß sie diesen Versuch wagt, ihr Können auf einem Pferde unter Beweis zu stellen, das sie jetzt zum zweiten Male in ihrem Leben besteigen wird. Für das Sprungturnier planen wir eine besondere Überraschung — Sie werden nicht enttäuscht werden, Senoras, Senores."

Jetzt setzte die mexikanische Hymne ein, und gleich darauf ritt mit stolzem Antlitz Seite an Seite mit Friede Donna Victoria in die Halle. Die anderen Turnierreiter folgten — nach Landessitte war die Ehrenrunde absolviert, und vor der Präsidentenloge gingen alle Pferde in die Kniebeuge.

Unter der Schminke sah niemand die kreidige Blässe, die Victorias Antlitz bedeckte. „Zirkus", murmelte sie wütend und musterte Friede, die auf Chicas Rücken mit unnachahmlicher Grazie saß, mit verkniffenen Lippen.

„Das ist sie — wie schön sie aussieht . . ." Selbstvergessen kam es von den Lippen der jungen Conchita. In ihrem rosa Kleidchen mit der winzigen Kappe auf dem blonden Haar sah sie aus wie der Frühling, und doch fühlte sie sich als ein Nichts gegenüber Friede mit ihrer Schönheit, ihrer stolzen Haltung, ihrem Ruhm. Jetzt konnte sie begreifen, daß Peter Ott keinen Blick der Liebe für sie selbst gehabt hatte. Gegen Friede kam kein Mensch an.

Aber jetzt wandten sich die Gedanken der kleinen Conchita der Gegenwart zu. Sie war eine zu leidenschaftliche Reiterin, um nicht ganz und gar das Turnier mitzuerleben. Es nahm jetzt seinen Anfang.

„Laucage, flüsterte Friede ihrem Tier zu und lenkt es vor die Präsidentenloge. Sie erwies dem Landesoberhaupt eine Ehrenbezeugung: mit angehaltenem Atem sahen die Zuschauer Chica mit den Vorderbeinen hochgehen und sekundenlang in dieser Haltung verharren. Dann ritt sie mit brausendem Beifall zu den anderen Reiterinnen zurück und wartete auf das Zeichen.

Ein Franzose, ein Italiener und ein Holländer waren die Schiedsrichter. Aber es hätte des strengen Schiedsrichteramtes kaum bedurft. Jeder, der auch nur das Geringste vom Reiten verstand, sah, wer hier der Sieger sein mußte. Friedes Tier, daß sie kaum kannte, ging so vollendet unter ihr, daß sie jede Nummer völlig straffrei absolvierte, während Donna Victorias Caramella sich so nervös zeigte, daß seine Reiterin immer wieder Strafpunkte bekam. Das Ganze war ein Duell zwischen den beiden Spitzenreiterinnen — alles andere war nichts als gute, aber keineswegs überragende Reitkunst. Friede brauchte sich gar nicht sehr anzustrengen. Sie war von Deutschland her einen anderen Turnierstil gewöhnt, einen strengeren und sachlicheren. Aber sie mußte dem Geschmack hier Rechnung tragen, wollte sie siegen. Und Don Potosi hatte ihr auch in dieser Hinsicht manchen wertvollen Wink gegeben.

„Sie müssen viel zirzensisches Theater bieten, Fräulein von Stetten", hatte ihr der deutsche Konsul in Vera Cruz im Vertrauen gesagt. „Der Mexikaner liebt Reitkünste aller Art. Je knalliger je besser. Am liebsten sähe man sie und die anderen Teilnehmer sicherlich in Wildwesttracht mit dem geschwungenen Lasso um die Bahn sausen."

Friede hatte sehr gelacht. Aber nachdem sie die Verhältnisse hier gründlicher kennengelernt, mußte sie dem Konsul unbedingt recht geben.

Von Minute zu Minute geriet Donna Victoria, angesteckt von der Nervosität Caramellas, mehr ins Hintertreffen. Und am Schluß des ersten Teiles war Friede immer noch strafpunktfrei, während ihre Konkurrentin zahlreiche Fehler aufzuweisen hatte.

„Senorita Friede", die Reithalle dröhnte von den begeisterten Rufen des Publikums. Immer wieder mußte Friede auf ihrem Pferd in die Mitte der Reitbahn kommen

und sich verneigen. Und als sie längst in dem kleinen Ruhezimmer war, um sich für die nächste Nummer zu erholen, tobte die enthusiasmierte Menge draußen noch immer. Der Jubelsturm drang bis zu Donna Victoria, die in ihrem Ankleideraum saß und neues Rot auf ihre Wangen legte. Ihre Augen funkelten vor Zorn. Hätte sie Friede jetzt vor sich gehabt, sie hätte sie kaltblütig umbringen können.

„Manuela, Amarillo, kann ich mich auf euch verlassen, wißt ihr mit allem Bescheid?“ Hastig sprach sie zu zwei Indos, die im Raume standen und wartend zu ihr aufsahen, während sie sich für den zweiten Teil des Turniers schminkte und herrichtete. „Hier sind für jeden von euch 50 Pesos — noch einmal soviel erhaltet ihr nachher.“ Demütig verneigten sich die Burschen vor Donna Victoria.

„Alio, Campanneros, buenos dias!“

Friede war inzwischen in die Loge des Präsidenten befohlen worden. „Bienvenido und Felicotationes, Fräulein von Stetten“, begrüßte er sie freundlich. In diesem Augenblick erhoben sich alle Deutschen von ihren Plätzen und brausender Jubel grüßte das mexikanische Landesoberhaupt und die junge Friede von Stetten.

In lebhafter Unterhaltung mit dem Präsidenten blieb sie, bis Fanfarenklänge den zweiten Teil des Turniers, zu dem inzwischen alles vorbereitet worden war, einleiteten. In atemloser Stille, eine Seltenheit für das laute, fröhliche Mexiko mit dem feurigen Temperament seiner Bewohner, harrte alles der Überraschung, die Don Luis verkündet hatte. Friede hatte sich hastig von dem Präsidenten verabschiedet, der sie für den nächsten Tag zu einem Galadiner gebeten hatte. Abweichend von dem Brauch, als fremder Gast zuerst in die Halle einzutreten, erschien Friede als Letzte. Mit zornsprühenden Augen und zusammengekniffenem Munde wartete Donna Victoria in einer Reihe neben den andern Reitern auf Friede.

Wahrscheinlich wird ihr bei dem Gedanken, mit einem fremden Pferd ein Jagdspringen zu veranstalten, nicht gerade rosig zumute sein, überlegte Donna Victoria gerade. Jetzt wird und muß sie den kürzeren ziehen. — — —

Was war denn das? Unwillkürlich richteten sich einige der Turniermitglieder in den Steigbügeln empor, während Victoria leichenblaß wurde. So still war es geworden, daß man die erregten Atemzüge der Menge zu hören glaubte, als Friede von Stetten auf Fanfares Rücken in die Halle eintrat.

Wie betäubt sank die Mexikanerin bei diesem Anblick in sich zusammen. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als wollte sie vom Pferde gleiten, ohnmächtig werden. Doch nur Sekunden währte diese Schwäche. Unmöglich konnte sie, die Spitzenreiterin dieses Landes, der Menge das beschämende Schauspiel bieten, das Turnierreiten aufzugeben. Aber dieser Lump von Stallmeister, der sollte büßen.

Mit haßglitzernden Augen ritt sie an Friede vorbei. Das Jagdspringen nahm seinen Anfang. Das Jagdspringen, durch das Friede von Stetten die deutschen Farben in Mexiko zum Siege führte.

*

Seitdem Wulff von Legien das Bild der kleinen Conchita gesehen, hatte ihn eine eigene Unrast erfaßt. Er wußte selbst nicht, was es war, dies Gefühl, das er noch niemals vorher gekannt hatte. Sollte man ihm nachgeben oder nicht? Lächerlich, alter Junge, sagte er sich, seit wann bist du unter die Don Juans gegangen? Liebst die Friede, siehst ein Bild von irgend einem bemerkenswert schönem Mädel und schon glaubst du, über sie die Friede vergessen zu können! Und Peter, was wird Peter dazu sagen?

Der hatte freilich herzlich wenig dazu auf der Hoherodtskopfburg gesagt. Das einzige, was für seine Liebe zu Conchita sprach, war die Ablehnung der Arbeit auf dem Bourtanger Moor gewesen. Und als Wulff daraufhin eine seiner so geliebten Fahrten ins Blaue angetreten hatte, um wütend Friede und Conchita zu vergessen, war ein Wunder geschehen.

Zeitungen wußten ausführlich von einer Weitererschließung der größten Moorfläche Deutschlands zu berichten, und als Leiter der umfangreichen Meliorationsarbeiten war der junge Ingenieur und Kulturtechniker Peter Ott genannt.

„Verrückt“, murmelte Wulff, als er zu Ende gelesen hatte. Zehn Minuten darauf ließ er sich telephonisch mit Generaldirektor Wittig von dem Legienschen Kohlen- und Grubenkonzern verbinden. Und weitere zehn Minuten später wußte er, daß die Zeitungsnachrichten bis ins kleinste zutrafen.

Weitere zehn Minuten nach Beendigung des Gesprächs war er mit Peter verbunden, der in einem winzigen Städtchen am Rande des Moors, das seiner Arbeitsstätte am nächsten lag, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Unterredung war oben so kurz wie merkwürdig und aufschlußreich.

„Peter? Hier ist Wulff.“

„Wulff? Bist wohl sehr erstaunt, daß ich dein Angebot doch noch in Erwägung gezogen habe?“

„Kann ich nicht sagen! Bitte, wie ist die genaue Adresse von Conchita Roland?“

„Cuernava im Staate Mexiko, Hazienda „Zu den drei Korkeichen“. Läßt dir ihr Bild keine Ruhe, du Blaubart?“

„Wie stehst du innerlich zu ihr, Peter? Alter Freund?“

„So, daß ich gern und unbeschwerten Herzens auf eurer Hochzeit tanzen werde, wenn ihr mich einladet. Wirst du dich nach Friede umsehen, Wulff?“

Ehrensache, mein Junge. Bringe sie dir als Reisegeschenk mit zurück. Ich will doch mal sehen . . .“

„Der Teilnehmer in Borton hat abgehängt, mein Herr!“

Das Fräulein vom Amt sprach die Wahrheit, und Wulff lachte schallend auf.

Am gleichen Tage, an dem Friede als überlegene Siegerin aus dem Turnier „Deutschland gegen Mexiko“ hervorging, trat Wulff auf dem Motorschiff „Onrico“, das auch sie über den Ozean gebracht, die Ausreise in die Heimat Conchita Rolands an.

*

Im Cardenas tafelte eine festliche Gesellschaft. Der Präsident ließ es sich nicht nehmen, die deutsche Spitzenreiterin zu Tisch zu führen. In einem Kleide aus hauchdünnem Glasbattist, das nur aus Rüschen und Falbeln zu bestehen schien und in seinem blassen Blau prachtvoll auf Friedes Blondhaar abgestimmt war, sah sie schöner denn je aus.

Wenn sie nicht Friede von Stetten wäre, sondern irgend eine andere gleichgültige Frau — ich glaube, ich könnte sie sehr lieb gewinnen, dachte Conchita, die auch im Cardenas wohnte. Ahnungslos ging Friede an Conchita vorüber. Aber irgend etwas zwang sie, dem jungen, blühenden Geschöpf da in der Halle freundlich zuzulächeln. Täuschte sie sich, oder wandte die junge Dame den Kopf brüsk zur zur Seite? Friede ärgerte sich. Etwas mißgestimmt nahm sie ihren Platz an der Festtafel ein. Die war mit Blumengewinden in den deutschen und mexikanischen Landesfarben geziert. Vor Friedes Platz stand der schwere Goldpokal, der Preis für die Siegerin.

Alles, was Rang und Namen hatte und zur Zeit in Mexiko City weilte, feierte Friede im Cardenas-Hotel. Nur zwei Menschen fehlten aus Don Luis Potosis Kreise: Don Claudio di Zapota, der auf einer Reise war und Donna Victoria, die die erste reiterliche Niederlage ihres Lebens nicht verwinden konnte. Sofort nach dem Turnier zog sie sich in ihr kleines Damenzimmer zurück, nachdem sie sich von Manuela hatte umkleiden lassen. Sie gab Auftrag, niemand mehr vorzulassen — nur für die Senorita Stetten sei sie zu sprechen.

Es war totenstill im Hause geworden, das Personal war zur Ruhe gegangen, da schlich Leonardo in Victorias Zimmer. Wie er sich Zugang verschafft, blieb sein Geheimnis.

„Querida linda“, flüsterte der Mann. Er blieb stehen wie geblendet von Victorias Erscheinung in einem Hausanzug aus teerosenfarbener Seide, der wie die fleischgewordene Verführung wirkte. Er bebte am ganzen Leibe vor Leidenschaft, sehnsüchtig breitete er die Arme nach der schönen Frau aus, als sie durch die Halle dem Festsaal zuschritt.

„Parandero — Cabrone!“ — Zwei indianische Schimpfworte von unerhörter Gemeinheit fielen von Donna di Zapotas Lippen.

„Du wagst es, mich Querida linda zu nennen? Du feiges Tier, zu feige, um ein Pferd zu töten! Du wagst es, hier einzudringen? Da nimm, was dir zukommt, Borrachango!"

Ihre Reitgerte pfiff durch die Luft, traf den aufheulenden Leonardo direkt ins Gesicht. Blutüberströmt und mit einem Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hatte, stürzte er sich auf sie. Im Fallen krampfte sich Donna Victoria an ein Tischchen, polternd stürzte es, etwas Weißes flatterte nach, ein Taschentuch von Friede, das diese neulich versehentlich hatte liegen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die zwiefache Warnung.

Skizze von **Hans Henning Freiherr Grote.**

Im Frühling des Schicksalsjahres 1914 lebte ein deutscher Maler mit seiner Familie auf einer jener kleinen, einsamen Inseln des Adriatischen Meeres westlich der Hafenstadt Ragusa. Als ein Gestalter der Natur, wo sie sich menschenleer und dem göttlichsten Antlitz am ähnlichsten gibt, empfand Fritz Nord diesen Auszug in die Einsamkeit nicht als etwas Besonderes, besaß die kleine Ortschaft, in der er Quartier genommen hatte, doch immer noch so etwas wie einen Bürgermeister. Auch konnte man Lebensmittel kaufen und bewegte sich — leider, wie der Maler meinte — in, wenn auch bescheidenen, Verhältnissen der Zivilisation. Der Künstler hatte abenteuerliche Malerfahrten hinter sich gebracht. Noch standen die Nächte des Gran Canon vor seinem Auge, wenn das helle Mondlicht die seltsamen Bergzacken erglühen ließ wie flüssiges Feuer. Oder er dachte an jene anderen, trockenheißen in in der Wüste Tripolitaniens, das vor ihm noch keines Künstlers Fuß betreten hatte.

Der blaue Himmel des europäischen Südens erschien so dem Maler wie ein liebenswürdiges Gedicht. Auch hier fühlte er Gottes Nähe, die er unter den Steinbauten der Menschen nicht mehr zu finden vermochte. Es gab Wochen, in denen er kein anderes Lebewesen zu Gesicht bekam als seine Frau und seine beiden Knaben. Unter fleißigen Händen erstand Bild auf Bild.

Von den Ereignissen in der Welt, die ihn ja nicht bekümmerte, hatte der Maler bisher wenig vernommen. Durch Fischerboote, die höchstens alle Woche deshalb anlegten, erhielt er seine Post. Einmal war auch eine Zeitung dabei, in der er von dem furchtbaren Morde las, den man zu Serajewo an dem österreichischen Thronfolger und seiner Gemahlin begangen hatte. Von Politik verstand der Künstler nichts, aber seit jenem Tage verdichtete sich in ihm eine innere, unbestimmte Unbehaglichkeit, die, so wußte er jetzt, gerade um jene Zeit, von der die Mordtat meldete, aufgetaucht war, zu einer drückenden, unheimlichen Ahnung. Mit seiner Ruhe und Schaffenskraft war es mit einem Schlage zu Ende. Voller Erstaunen bemerkte das seine Frau, aber auf ihr Drängen und Fragen vermochte der Maler keine Antwort zu geben. Ein entsetzliches Unheil lag in der Luft, das fühlte er, ohne ihm einen bestimmten Namen geben zu können.

So nahte der August des Jahres heran. Seit Tagen schon war keine Post, keine Zeitung auf die einsame Insel gelangt. Während doch schon die ganze Welt in wilder Erregung lebte und ein grausiger Krieg sich zurechtschob, der das Antlitz der Menschheit so furchtbar verändern sollte. In Fritz aber wuchs die unsichtbare Last, die ihn bedrückte, riesengroß, und plötzlich stand der Entschluß in ihm auf, als hätte eine fremde Stimme ihm den Befehl in das Ohr geflüstert: Wir müssen fort!

Es war ein stürmischer Tag und das Meer ging hoch. Mit donnerndem Getön prallten seine Wogen gegen die Ufer, nur der Bürgermeister lächelte, als handle es sich um einen Scherz, als der Maler ihn um ein Segelboot beschwor. „Das bedeutet den sicheren Tod, Signor", war die Antwort. „Santa Maria, Sie haben Frau und Kinder. Warten Sie bis morgen. Dann wird der Himmel wieder blau sein, und ein ruhiger Wind treibt Sie zur Küste."

Fritz Nord schüttelte den Kopf, denn wieder mahnte die unbekannte Stimme zwingend, eindringlich. „Wir müssen heute reisen, unter allen Umständen heute, mein Herr. Ich habe meine Gründe." So gab denn der Bürgermeister endlich dem Eigensinn des deutschen Gastes nach, zumal der Maler mit gutem Gelde bezahlte.

Der Bürgermeister stand, mit den Tränen kämpfend, am Strande, als die Familie des Malers auf ihrer Nußschale in See stach. Frau Nord, die oft genug mit ihrem Manne gesegelt war, um das Handwerk zu verstehen, bediente das Steuer. Die beiden Knaben gingen dem Vater zur Hand, und dann befahl der Maler Gott seine und der Seinen Seele und löste das Tau.

An diese Fahrt dachte Fritz Nord sein ganzes Leben lang. Später noch legte er sich oft die Frage vor, warum er es überhaupt gewagt hatte, statt vierundzwanzig Stunden mit der Abfahrt zu warten. Diese Spanne Zeit allerdings war die entscheidende gewesen, um überhaupt noch von dem einsamen Eiland fortzukommen. Denn Europa befand sich schon im Kriegszustand, wenn es der Maler auch nicht wußte. Dafür aber sprach die innere Stimme in ihm, die ihn antrieb, die stürmische Abreise zu wagen, trotz der Prophezeiung aller kundigen Seeleute, daß sie den sicheren Tod bedeute. Die geheimnisvolle Ahnung in ihm wußte es besser.

Als das mit den Wellen hart kämpfende Segelboot erst die Hälfte des Weges nach Ragusa zurückgelegt hatte, schien es dem verzweifelten Fritz Nord beinahe, als wäre er einem Wahn zum Opfer gefallen und müsse nun dafür büßen. Während die Frau mit fast zerreißenden Armen das Steuer noch immer tapfer gepackt hielt, bediente er die Segel und war gleichzeitig mit seinen Buben beschäftigt, fort und fort das Wasser aus dem Boot zu schöpfen — eine Danaidenarbeit. Denn weit mehr, als sie mit Schöpfkelle und Händen dem Element zurückgeben konnten, schleuderte es mit wilder Wucht wieder in das hin- und hertaumelnde Fahrzeug. Das Ende der Reisenden schien dicht bevorzustehen.

Plötzlich tauchte am Horizont ein großes Schiff auf, kam näher. Ein österreichisches Torpedoboot, das den Seglern mit Volldampf entgegenhielt. Fest an die Reling geklammert, winkten Matrosen herüber, zuckten die Achseln, wiesen voraus.

Ja, der Maler wußte selbst, daß er sich mit den Seinen in Todesnot befand, aus der es kein Zurück mehr gab. Auch die drüben konnten ihnen nicht helfen, so gern sie es gewollt hätten; denn bei dieser See war ein Überholen in das österreichische Kriegsschiff eine Unmöglichkeit.

Ein angstvoller Blick des Malers streifte seine Frau, die todesfahl, mit zusammengebissenen Zähnen, noch immer das Steuerruder hielt. Aushalten! Das konnte allein noch Rettung bedeuten. Auch die beiden Knaben taten trotz aller Erschöpfung wacker ihre Pflicht. Wie ein rasender Renner tobte das kleine Segelboot dem rettenden Hafen entgegen.

Und das Wunder trat ein. Mit dem Torpedoboot gleichzeitig, das sie nicht mehr aus den Augen gelassen hatte, erreichte die Familie Nord den Hafen von Ragusa. Völlig erschöpft und bis auf die Haut durchnäßt taumelten die Insassen des so wunderbar geretteten Bootes an das Land, von einer aufgeregten Menschenmenge empfangen. Man hatte den heißen Kampf der kleinen Nußschale mit Sturm und Wellen atemlos beobachtet, und ehrlicher Jubel scholl jetzt den Geretteten entgegen.

Da erfuhr Fritz Nord denn auch Näheres, daß der Krieg gegen Frankreich und Rußland ausgebrochen sei, daß man Italien keineswegs als zuverlässig betrachten könne und auf beiden Seiten schon Minenschiffe unterwegs wären, um die Meere zu sperren. Der Maler könne von Glück reden, daß er davor bewahrt geblieben sei, den ganzen Krieg auf seiner einsamen Insel zu verbringen. Damals wußte man ja noch nicht einmal, wie viele Jahre der Weltbrand währen würde.

Nach Empfang aller dieser aufregenden Nachrichten beschloß Fritz Nord, sogleich auf dem kürzesten Wege nach Deutschland zurückzukehren, um sich seinem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Er suchte das Bureau des österreichischen Lloyd auf und erfuhr dann auch, daß noch ein letzter Passagierdampfer, der „Baron Kautsch", morgen in Ragusa anlegen werde, um nach kurzem Aufenthalt sofort nach Triest weiterzudampfen. Umgehend sicherte sich der Maler die nötigen Plätze und verließ die Agentur.

Aber noch auf der Treppe, langsam zur Erde steigend, spürte er ein Brennen in der Tasche, darin die Fahrkarten steckten, und jene fremde Stimme, die ihm die Wahnsinnsfahrt von der Insel in Sturm und Wetter anbefohlen

hatte, flüsterte ihm ein deutliches „Nicht! Nicht!" ins Ohr. Einen Augenblick lang mußte Nord sich besinnen, ob da nicht wirklich ein Mensch neben ihn getreten sei und solche Warnung ausgesprochen habe. Ungeduldig schüttelte er den Wahn ab und schritt ins Freie.

Aber als ob ihm der Fuß gebannt sei, verhielt er jetzt. Eine rasende Angst stieg in ihm empor, und er achtete nicht auf das fröhliche Willkommen der Seinen: „Dem Himmel sei Dank, es geht noch ein Schiff. Du hast die Karten?" Weltverloren blickte das Auge des Malers über sie hinweg, daß die Gattin aufmerkte, die solche Stimmungen an ihrem Mann schon kannte und erfahren hatte, daß sie mehr bedeuteten als nur eine Laune.

„Was ist dir, Liebster?" fragte sie jetzt zärtlich und legte den Arm auf den seinen.

„Ich habe die Karten für den „Baron Kautsch", ja", erwiderte der Maler langsam. „Es ist das letzte Schiff, das Ragusa verläßt, so sagte man mir. Meine Ahnung war also richtig, daß wir von der Insel abreisen mußten, aber", er seufzte tief auf, „wir dürfen nicht mit diesem Schiff fahren. Ich fühle es."

„Tu, was du mußt!" sagte die Frau ruhig. „Es ist nicht das erstemal, daß du mehr spürst als andere."

Der Maler stand in tiefem Sinnen. Dann eilte er in die Schiffsagentur zurück. So schnell hatte er den Weg genommen, daß er jetzt außer Atem vor dem Fahrkartenfräulein seine seltsame Bitte vorbrachte, die Plätze für den „Baron Kautsch" doch zurücknehmen zu wollen. „Und wenn es das letzte Schiff ist, meine Dame, aber ich kann mit dem Dampfer nicht fahren."

Das Fräulein lächelte über den sonderbar aufgeregten Mann. „Es ist das letzte Schiff, mein Herr . . ."

„Dann kann ich es nicht ändern."

Die Dame überlegte. „Allerdings besteht noch eine schwache Möglichkeit. Ein kleineres Fahrzeug, das in beschränkter Anzahl Reisende aufnimmt, legt vielleicht noch in Ragusa an. Aber es ist ohne jede Behaglichkeit, mein Herr, bei weitem nicht so seetüchtig wie der „Baron Kautsch". Auf ihm würden Sie wie in Abrahams Schoß reisen . . ."

„Geben Sie die Karten für diesen Kahn!" forderte der Maler ungestüm.

Achselzuckend fertigte das Fräulein den seltsamen Kauz ab. Fritz Nord aber verließ erleichtert zum zweiten Male die Agentur. Ohne Bewegung sah er am andern Morgen dann den „Baron Kautsch" Ragusa auslaufen.

Drei Tage später, nachdem man schon nicht mehr damit gerechnet hatte, kam dann auch das letzte Schiff durch, das noch Reisende nach Triest mit sich führen durfte. Das Dampferchen stach in See und brachte die Familie des Malers ohne Zwischenfall in die große österreichische Hafenstadt.

Das erste, was Nord tat, war, sich nach dem Schicksal des „Baron Kautsch" zu erkundigen, den er bislang im Hafen nicht hatte entdecken können. Man wollte erst jede Auskunft verweigern und machte verschiedene Ausflüchte. Noch lag ja Österreich mit Italien nicht im Kriege. Erst auf Drängen des Malers hin und nachdem er seine Erlebnisse erzählt hatte, erfuhr er mit der Verpflichtung unbedingter Geheimhaltung die furchtbare Wahrheit: Der „Baron Kautsch" war auf der Höhe von Triest auf eine italienische Mine gelaufen und mit Mann und Maus gesunken.



Ein gewissenhafter Schuldner.

45 Jahre sind verflossen, seitdem ein Einwohner der englischen Stadt Gloucester, Lewis Peake, sich infolge geschäftlicher Schwierigkeiten genötigt sah, seine Zahlungen einzustellen und den Konkurs anzumelden. Er betrachtete diesen Schritt, den er beim besten Willen nicht hatte vermeiden können, als einen Flecken auf seiner kaufmännischen Ehre und hat die Schande, die nunmehr auf seinem Namen lastete, die ganze lange Zeit hindurch nicht verwinden können. Er machte die größten Anstrengungen, um genügend Geld zur Tilgung seiner Schuld zu verdienen, aber alle seine Bemühungen blieben vergeblich; es reichte nie weiter, als zur Fristung seines Lebensunterhalts unbedingt erforderlich war. Kürzlich nun erhielt Peake die Nachricht, sein unlängst verstorbener Bruder habe ihm einen recht namhaften Betrag hinterlassen, der ausreichen würde, um ihm einen sorgenfreien Lebensabend zu verbürgen. Lewis Peake ließ sich die Erbschaft auszahlen und begab sich mit der erhaltenen Summe zu seinen alten Gläubigern, um vor allem mit ihnen seine Rechnung in Ordnung zu bringen. Er bezahlte seine Schuld bis auf den letzten Pfennig, dazu noch die Zinsen für 46 Jahre. Damit war die Erbschaft völlig erschöpft, aber auch die Schande war von seinem Namen getilgt.

Eine Lehrerin, die zuviel wiegt . . .

Man soll es nicht für möglich halten: die Stadt Newyork macht neuerdings den Anstellungsvertrag für Lehrkräfte von der Höhe ihres Lebendgewichtes abhängig. Da hat sich ein merkwürdiger Fall zugetragen. Eine Lehramtskandidatin, die bereits probeweise an einer städtischen Schule angestellt worden war, wartete auf ihren endgültigen Anstellungsvertrag. Fräulein Rosa Freestater war allerdings eine etwas kompakte Dame. Sie wog bei Beginn ihrer Lehrtätigkeit 82 Kilo. Nun war ihr damals bereits gesagt worden, so korpulente Lehrerinnen seien unerwünscht, sie sollte sehen, baldmöglichst schlanker zu werden. Rosa Freestater sagte sich, was man von Filmstars verlangt, kann man schließlich auch von einer Lehrerin verlangen. Sie trainierte emsig auf die schlanke Linie und hungerte sich entsagungsvoll auf 68 Kilo herunter. Ach, es war bitter — aber nicht einmal das genügt den maßgebenden Herren der städtischen Unterrichtspflege. Auch 68 Kilo, sagen sie, sind noch zu viel. Die Lehrkräfte sollen den Schülern ein Beispiel gesunden Lebenswandelns und eines sportlich trainierten Körpers geben. Und noch eins kommt hinzu. Nachgewiesenermaßen bleiben dicke Menschen nicht so lange arbeitsfähig wie schlanke. Die 68 Kilo Fräulein Freestaters können also noch einmal eine bedenkliche Belastung der städtischen Pensionskasse werden. Die Ausstellung eines bindenden Vertrags wurde daraufhin verweigert.



Lustige Ecke



Zeit und Ewigkeit.

Dr. Joseph Parker war ein englischer Geistlicher, der durch seinen Humor und seine Schlagfertigkeit bekannt war. Einst predigte er in einer Provinzstadt und beobachtete dabei mit Mißvergnügen, wie ein junger Dandy alle Augenblicke seine goldene Uhr aus der Tasche zog, um nachzusehen, ob der Gottesdienst noch nicht bald vorüber sei. Schließlich wurde es Parker zu bunt.

Der Priester hielt ganz plötzlich mitten in seiner Rede inne, warf einen strafenden Blick von der Kanzel herab zu dem jungen Herrn und sagte, während er den Missetäter durchbohrend ansah:

„Stecken Sie Ihre Uhr ein, junger Mann, hier ist von der Ewigkeit die Rede und nicht von der Zeit!"

*



Lebhafter Traum des Fußballspielers nach aufregendem Wettspiel.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.